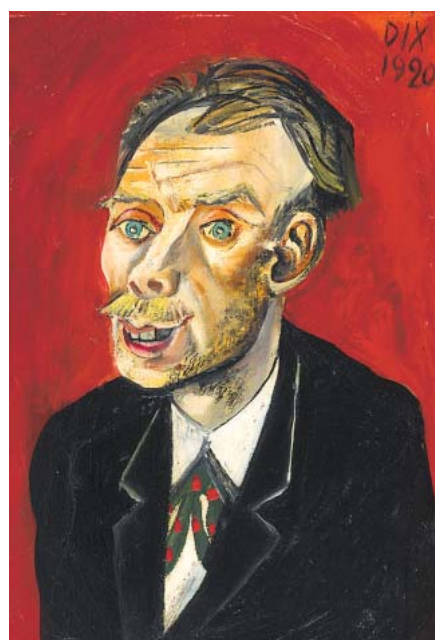


Wem hilft diese Stiftung?

Woher wertvollste Kunst kommt, klärt seit fünfundzwanzig Jahren auch die Kulturstiftung der Länder – und leistet noch mehr.

Manchmal bleibt der Kulturstiftung der Länder nur wenig Zeit, um dringend benötigtes Geld zusammenzubekommen – aus dem eigenen Etat und von Kunststiftungen, die ein Museum unterstützen, wenn es ein für seine Sammlung wichtiges Werk erwerben möchte. Im konkreten Fall ging es um die Städtische Galerie Dresden. Das Berliner Auktionshaus Villa Grisebach hatte zuvor freiwillig „auf Bitten des Stadtmuseums Dresden, der Kulturstiftung der Länder und des Eigentümers“, auf die Versteigerung eines Gemäldes von Otto Dix verzichtet. Der Künstler hatte diesen 1913 gemalt, „Sonnenaufgang“ 1920 dem Stadtmuseum geschenkt. 1937 beschlagnahmten es die Nazis mit vielen anderen Werken, die sie als „entartet“ stigmatisierten. 1943 gelangte das Bild, wie auch immer, zu dem Kunsthändler Bernhard A. Böhm, der es nach dem Krieg nach Westdeutschland brachte. Dort war es dann in verschiedenen Privatsammlungen nachweisbar.

Das Geld kam zusammen, und das Dresdner Museum kann nun dieses wich-



tige Frühwerk von Dix wieder der Öffentlichkeit zeigen. Das ist eine Erfolgsgeschichte von vielen, auf die Kulturstiftung der Länder (KSL) zurückblicken kann, die seit mittlerweile 25 Jahren deutschen Museen auch dabei hilft, die Lücken zu schließen, die die braunen Jahre in der Kunstlandschaft hinterlassen haben.

Kurze Meldungen

Adam Zagajewski wird mit dem Eichen-dorff-Literaturpreis 2014 ausgezeichnet. Der Schriftsteller sei einer der bedeutendsten Autoren der Gegenwart, hieß es zur Begründung, „seine Lyrik ist herausragend und in mehreren ins Deutsche übersetzten Bänden erschienen“. Zu seinen Werken zählt der Gedichtband „Unsichtbare Hand“, der auf Deutsch 2012 veröf-

Die KSL gehört zu den wichtigsten Institutionen im deutschen Kulturbetrieb, zu den erfolgreichsten wohl auch, obwohl ihr segensreiches Wirken nur wenigen bekannt ist. Wenn überhaupt, wird bei Kunstkäufen allenfalls kurz erwähnt, dass dieser „mit Hilfe der Kulturstiftung“ gelang. Das hat wohl auch mit ihrem Auftrag zu tun, der verlangt, Transparenz und Diskretion auszubalancieren, und der immer umfangreicher wurde, doch selten für Schlagzeilen taugt. Gegründet wurde die KSL 1987 als sogenannte Einkaufsgemeinschaft der Länder für große Kunstankäufe, jedes Bundesland zahlt seitdem seinen Beitrag, und erstaunlicherweise funktioniert hier – trotz wachsender Finanznot gerade in Museen, Archiven und Bibliotheken – der Föderalismus zumeist wunderbar, solidarisch und effizient. Als es jedoch darum ging, mit der Bundeskulturstiftung zu fusionieren, zerbrach diese Einhelligkeit, und damit scheiterte das vernünftige Projekt 2006 endgültig.

Zu den neueren Aufgaben, die die KSL übernimmt, gehört die Rekonstruktion von Kriegsverlust in Russland, woran mittlerweile im Haus am Berliner Lützowplatz ein deutsch-russisches Forscherteam arbeitet. Und seit Jahren schon beschäftigt sich die Stiftung auch mit Enteignungen von Kunstsammlern in der SBZ und der DDR. Auch hier ermöglicht die Länderstiftung Museen, die restituierte Kunst zurückzukaufen.

Das wohl größte, wenn auch in der Öffentlichkeit kaum bekannte Projekt ist die Provenienzforschung über Kunstwerke in öffentlichen Sammlungen, bei denen der

diert wird. In der aufgeheizten Diskussion zum Schwabinger Kunstfund geht momentan unter, dass – endlich – enorm viel geforscht wird und der Wille da ist, in jeden Winkel zu schauen. Diese zahlreichen, sehr positiv aufgenommenen Anstrengungen wurden durch das unglückliche Agieren der bayerischen Justiz beschädigt, was mich betrübt.“

Wenn es gelungen ist, die Herkunft eines Bildes, von Büchern oder Kunstgeräten – oft letzte, wenn auch nicht unbedingt millionenteure Erinnerungsstücke für die Opferfamilien – zweifelsfrei zu klären, wenn die Erben gefunden sind und die Werke zurückbekommen sollen, beginnt die KSL zu verhandeln. Meist mit dem rechtmäßigen Eigentümer oder deren Anwälten, und häufig geht es um die Bedingungen für einen Rückkauf. In vielen Fällen verständigen sich Erben und Museen, ohne dass dies Aufsehen erregt.

So konnte sich die Stadt Freiburg mit der Erbin des Dresdner Rechtsanwaltes und Kunstsammlers Fritz Salo Glaser gütlich einigen, obwohl es für den Zwangsverkauf keine Belege mehr gibt. Das „Bildnis Max John“ von Otto Dix bleibt dem städtischen Museum für Neue Kunst, das sich zur Restitution entschloss, also erhalten. Fritz Glaser hatte 1933 seine Anwaltslizenz verloren; um seine Familie zu ernähren, musste er viele Werke seiner berühmten Sammlung unter Wert verkaufen. Der „Max John“ von Dix – John war der Drucker seiner Holzschnitte – tauchte nachweisbar 1948 in der Sammlung von Conrad Doebeke auf, auch er ein Händler mit Nazivergangenheit. Die Stadt Freiburg hatte das Bild 1959 im guten Glauben in Stuttgart beim Auktionshaus Ketterer ersteigert.

Auch der Schreibtisch von Friedrich dem Großen, den 1945 ein Kustos von Sanssouci vor dem Abtransport in die Sowjetunion gerettet hatte, war, wie sich nach Provenienzforschung 2002 herausstellte, im „Dritten Reich“ einem jüdischen Kunsthändler abgepresst worden. Seine Erben überließen das wertvolle Objekt dem Potsdamer Schloss, gegen eine sehr moderate Entschädigungssumme, die die KSL mittrug.

Bisher haben die Forschungsstelle und mit ihr die KSL Provenienzprojekte in 61 deutschen Museen gefördert. Mehr als 80 000 verdächtige Kunstwerke wurden dort überprüft sowie in achtzehn Bibliotheken die verdächtige Herkunft von einer halben Million Bücher. Nicht immer enden die Recherchen mit einer Restitution. Und es gibt Zweifelsfälle wie den Freiburger, die aber auch zu einer fairen Lösung führen können, die beide Seiten zufriedenstellt. Vor allem braucht es fast immer sehr viel mehr Zeit, als es Anwälte der Erben wahrhaben wollen. Dennoch sind heute Recherchen einfacher als noch vor zehn Jahren, weil es neben dem Bundesarchiv inzwischen viele Provenienzdatenbanken gibt, etwa die der Collecting Points der Alliierten oder die des Bundesfinanzministers, dessen nachgeordnetes Kunstdepot seit fast anderthalb Jahrzehnten zweifelhaft Kunstwerke untersucht und zurückgibt. Die KSL bestellt in Restitutionsfällen internationale Gutachter, um für eine Einigung mit den Erben einen fairen Rückkaufpreis, der dem heutigen Wert entspricht, festlegen zu können.

Bisher hat die Kulturstiftung der Länder den Ankauf von mehr als tausend wertvollen Kunstwerken unterstützt – darunter Gemälde von Rubens, Menzel oder Munch, Richter und Kippenberger – und von Nachlässen bedeutender Künstler, von Beethoven-Autographen oder wertvollen Möbeln wie eben dem Schreibtisch Friedrichs des Großen. In ihren Geschäftsbüchern sind diese Ankäufe mit 160 Millionen Euro verzeichnet. Doch die Gesamtsumme, die für die Erwerbungen aufgebracht wurde, beläuft sich auf sechshundert Millionen Euro. Zusammengekommen ist sie dank eines großen Netzwerks von Unterstützern, privaten und öffentlichen, das die KSL mit aufgebaut hat. Die Namen von drei Stiftungen, die sich als Kunstmäzene verstehen, tauchen in diesem Zusammenhang immer wieder auf: die Ernst von Siemens Kunststiftung, die Hermann Reemtsma Stiftung und die Rudolf-August Oetker-Stiftung.

Obwohl es immer wieder auch private kleinere Spenden gibt, zudem viele Ehrenamtliche und einen noblen Freundeskreis, wünscht sich Isabel Pfeiffer-Poensgen mehr Mäzene für das Land, damit die Schatzhäuser ihren Auftrag, unsere Kunst und Kultur zu bewahren, erfüllen können. Denn die Kulturstiftung der Länder arbeitet mit einem trotz Inflation, Tarifierhöhungen, neuer Aufgaben und enorm gestiegener Preise auf dem Kunstmarkt seit 1994 unveränderten, knapp bemessenen Etat: etwa zehn Millionen Euro pro Jahr. Das ist, vor allem verglichen mit der Bundeskulturstiftung und ihren jährlich 38 Millionen, bescheiden, auch wenn der Bund große Ankäufe und Projekte durchaus unterstützt. Also noch ein Geburtstagswunsch: diesen Etat endlich aufzustocken, zumal die Ausgaben für Kunst und Kultur in den Ländern und Kommunen auf ein gefährlich niedriges Niveau geschrumpft sind. REGINA MÖNCH

Ergebnisse der Provenienzforschung: Der Schreibtisch Friedrichs des Großen war einem jüdischen Kunsthändler abgepresst worden. Auch das „Bildnis Max John“ von Otto Dix war offenbar ein Zwangsverkauf nach 1933.

Fotos Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, VG Bild-Kunst

Verdacht besteht, dass sie ihren rechtmäßigen Eigentümern von den Nationalsozialisten abgepresst oder geraubt worden sind. Seit 2008 gibt es in Berlin endlich eine zentrale Forschungsstelle dafür, die selten selbst recherchiert, aber die Forschung koordiniert und die Fördergelder dafür bewilligt, wenn Museen oder Bibliotheken sie beantragen. Zwei Mitarbeiter helfen und beraten zudem kleinere Museen, die wenig Erfahrung mit diesem komplexen Thema haben, bei den Recherchen. Die KSL finanziert die Forschungsstelle und der Bund die Forschung, zuerst mit einer Million Euro im Jahr, inzwischen mit zwei. „Die sehr gute Arbeit der Arbeitsstelle für Provenienzforschung“, sagt Isabel Pfeiffer-Poensgen, die Generalsekretärin der KSL, „das höre ich häufig bei meinem Besuchen in Museen und auch von den Anwälten der Nachfahren, wird stark wahrgenommen. Ich hoffe, dass dadurch der Eindruck, Deutschland tue zu wenig oder nichts, langsam revi-

flichtet wurde. Zagajewski wurde 1945 in der Ukraine geboren, studierte in Krakau und unterrichtet heute an der Universität Chicago. Der mit 5000 Euro dotierte Preis wird am 21. September 2014 in Wangen im Allgäu verliehen. F.A.Z. Der Komponist György Kurtág ist in der Queen Elizabeth Hall in London mit der Goldmedaille der Royal Philharmonic So-

ciety geehrt worden. Der Preis wurde 1870 anlässlich des hundertsten Geburtstages von Beethoven erstmalig verliehen. In der Vergangenheit zählten unter anderen Claudio Abbado, Daniel Barenboim, Pierre Boulez und Alfred Brendel zu den Preisträgern. Neben György Kurtág wurde auch der Pianist Andrés Schiff ausgezeichnet. F.A.Z.



Zur Selbstironie fähig: Anna Netrebko als Leonora in Verdis „Il trovatore“ an der Berliner Staatsoper

Foto Barbara Braun/drama-berlin.de

Ein Strom, in dem man mitschwimmen will

Anna Netrebko, weltweit bekannt als Model für teuren Schmuck und Haute Couture, hat für den Verkauf von Klaviers-Tonträgern schon viel Haut zu Markte getragen. Hinter dieser öffentlichen Erscheinung als Plakat verschwindet leider nur allzu schnell, was sie wirklich kann. Denn sie ist eine äußerst feine, intelligente, vorbildlich ensemblefähige Bühnendarstellerin. An der Berliner Staatsoper im Schillertheater gab sie jetzt ihr Rollen-debüt als Leonora in Giuseppe Verdis „Il trovatore“, den Philipp Stölzl virtuos und liebevoll als Nachtstück aus dem Innenleben einer Puppenkiste inszeniert hat. Wie ein Aufziehfräuchen wackelt Netrebko, zu viel Selbstironie fähig, über die Bühne, plinkert mit Glasäuglein in die Welt, kreiselt singend über den Boden, dass ihr spanisches Reifröckchen periodisch aufplopt und macht ein kullerrundes Staunemündchen, aus dem die Töne herausklingen, als drehe sich im Innern eine Walze.

Stimmlich ist sie noch nicht ganz Freund mit der neuen Partie. Obwohl ihre Höhe immer warm grundiert war, merkt man jetzt, dass ihr eine selbstverständliche Tiefe eigentlich fehlt. Sie

drückt auf den Kehlkopf, um im Kellerschoss ihres Soprans große Räume vorzutäuschen. Auch die Triller in der Höhe wollen nicht so leicht ansprechen, wenn sie leise singt. Aber bei voller Stimme flutet ihr Ton, dass es die reine Freude ist. Was sie besonders gut kann: Spitzen ansteuern – und dann leise werden. Welch ein Kitzel! Daniel Barenboim und die Staatskapelle begleiten so feinfühlig, so aufmerksam, mit so spannungsreich gesetzten Pausen, so weichen Wiedereinsätzen, dass man in diesem Strom manchmal nur besinnungslos mitschwimmen möchte.

Premiere hatte diese Inszenierung schon im Mai bei den Wiener Festwochen. Internationaler Aufmerksamkeit erfreut sie sich jetzt allerdings erneut, weil neben Anna Netrebko auch Plácido Domingo, vormals Tenor, sein Rollendebüt gibt: als Graf Luna, in einer Bariton-Partie. Eine flotte und geschmeidige Erscheinung ist er auf der Bühne auch mit Anfang siebzig noch immer. Selbst wenn die Töne in Extremlagen manchmal müde wirken und wegkrümeln, so hat doch seine Stimme im raschen Parlando Kraft und Eleganz. Der Tenor Gaston Rivero

als Manrico versucht sich am Ende seiner Stretta im dritten Akt am hohen C und macht dabei keine gute Figur. Dieser Ton, den Verdi gar nicht verlangt, den die Riten des Betriebs aber wie eine Mutprobe diktieren, ist eine kunstferne Obszönität. Rivero kassiert danach Buhrufe. Geschenk! Denn im vierten Akt beweist er im Duett mit Azucena, wie leise, süß und streng gebunden er singen kann.

Das Publikum zeigt mit verschwenderischem Applaus, wer die größte Leistung des Abends erbracht hat: Marina Prudenskaja als Azucena. Überbaurig, diese Sängerin! Kraterheiß die Tiefen ihres Mezzosoprans, dolchblank ihre Höhen – und dazwischen ist alles möglich an Zärtlichem und Grausigem. Wirr und irr, gleichsam frisch aus tiefem Schutt gezogen, stiert sie in den Raum, wischt sich zwanghaft die linke Hand am Hüftbund ihres Kleides ab und ist – wie Verdi es wollte – die wirkliche Zentralgestalt des Stücks. An Stölzls Inszenierung beeindruckt dabei, wie souverän sie die Frage nach der Aktualität als irrelevant vom Tisch fegt und aus der Überspitzung von Figurenkonventionen szenische Funken schlägt. JAN BRACHMANN

ERZFEINDINNEN AUF ARTE

Geliebte Feinde – die zehnteilige Reihe über die Deutschen und die Franzosen

AB HEUTE, 19.30 UHR

WWW.ARTE.TV/GELIEBTEFEINDE